

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 33 (1939)
Heft: 6

Artikel: Was sagt die Bibel zur Politik? (Schluss)
Autor: Berger, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-137428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was sagt die Bibel zur Politik?¹⁾

(Schluß.)

Hat Jesus sich nicht mit seinem Evangelium auf sein Volk beschränkt, zwölf Boten für die zwölf Stämme Israels ausgesandt? Ist er nicht nach Jerusalem gezogen, um dort die Entscheidung zu erleben? Die Art und Weise aber, wie sein Volk auf Rettung hofft und sich diese Rettung erkämpfen will, Empörung und Aufstand, Krieg und Gewalttat, liegt ihm fern. Auch in den Beamten des fremden Staates sieht und sucht er den Menschen: sein freundlicher Verkehr mit den Zöllnern hat ihm den Haß der frommen Patrioten zugezogen. In seinem ganzen Verhalten verkündet er die *Politik der Propheten*: Gottesgläuben und innere Erneuerung, ein Programm, über das die Realpolitiker immer den Kopf geschüttelt und gelächelt haben. Barabbas war sein Gegenstück. Aber dieser entsprach zweifellos dem patriotischen Ideal besser. Wie sehr Jesus mit allen Mitteln des Staates gebrochen hatte, zeigt uns wohl am besten die *Bergpredigt*. Sie ist kein politisches Grundgesetz, wenn sie auch wirklich eine Ordnung, die Ordnung Gottes aufzeigt. Sie kann nicht als Zwangsgesetz begriffen werden, sondern nur als die selbstverständliche Haltung der Genossen des neuen Reiches. Im Vergleich zu unseren politischen Ordnungen offenbart die Bergpredigt die *Anarchie der Liebe*, eine Ordnung sui generis, geboren aus dem Geiste des lebendigen und Leben schaffenden Gottes, nicht das festgefügte, starre Produkt menschlicher Organisationstätigkeit. Sie ist und bleibt *der Maßstab* christlichen Handelns, die Forderung Gottes, die wir je und je aus unserem Glauben zu erfüllen verpflichtet sind. Wenn die Bergpredigt politisches Gesetz weder sein kann noch sein will, so will sie nichtsdestoweniger gesellschaftliche Wirklichkeit werden, Realität in dem Spielraum, den der Staat dem Verhältnis unter den Individuen läßt; denn unter seinen Nachfolgern gilt sie nun einmal, und zwar *unbedingt*. (Nicht wie bei den Heiden soll es unter ihnen sein. Matth. 20, 26 ff.) Eine *Herrschaft* Gottes ist ihm diese neue Welt, nicht eine *Kirche* — ein neues Zusammenleben, ein *Reich*. Es könnte nur Unverständ das vielzitierte Wort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“ als eine *ewige Stabilisation* des Staates ausdeuten. Das Wort darf auch nicht als Freipaß für staatliche Willkür, noch als Mahnung zu bedingungslosem Gehorsam verstanden werden. Es enthält überhaupt keine andere Weisung, als dem Cäsar die schuldigen Steuern zu entrichten. (Ausgerechnet beim Steuerzahlen erinnert sich der moderne Christ gerne daran, daß man dem Staate nicht unbedingten Gehorsam schuldig sei . . ., erst wenn es ans Geld geht, weiß dieser seltsame moderne Jünger, daß man dem Staate nicht das Herz schenken dürfe, da ja „unser Bürgerrecht im Himmel ist“). Jesus ist

¹⁾ Vgl. Nr. 3, 4 und 5.

keinen politischen Idealen oder gar Ideologien dienstbar geworden. Er steht *über* ihnen allen. Nicht Kindlichkeit oder sentimentale Schwärmerei, die nicht begriffen hätte, was hier für den einzelnen wie für die Völker auf dem Spiele stand, zwangen ihn zu seiner Stellungnahme. Sein ganzes Leben ist ein Kampf mit der politischen Frage seines Volkes gewesen, und seine Stellungnahme hat er mit dem Leben bezahlt. Wäre er ein Asket gewesen, er hätte die Wüste aufgesucht und wäre dem Kreuz entronnen, aber der Gründer des Reiches Gottes, welcher einem Pilatus die Grenzen seiner Macht aufzeigte, der es wagte, der Staatsomnipotenz die Allmacht Gottes entgegenzustellen, dem Volke den Anbruch eines Reiches neuer und höherer Ordnung zu predigen, der mußte sterben. Cäsar erkannte in ihm *den ernst zu nehmenden Gegner*.

Jesu gehörte nicht zu denen, welche aus lauter Jenseitsfanatismus die Forderung des Tages nicht sehen. Immerhin scheint es bei ihm auch so gewesen zu sein wie bei den Propheten, daß seine Zukunftshoffnung gewachsen ist aus der Empörung über die unerträglichen Zustände auf Erden, über das Schicksal der Geknechteten und zu Boden Getretenen. Ihm stand es felsenfest, daß Gott die Erde nicht weiter sich selber überlassen werde, daß er die Menschen dem Satan und den Dämonen, den Cäfaren und Priestern, allen blinden Blindenführern entreißen müsse. Die Abkehr vom Staate ist bei ihm die Folge seines neuen Ideals von Gemeinschaft gewesen, die notwendige Konsequenz seiner Berufung. Von der Obrigkeit seines Volkes als Gotteslästerer und Rebell verurteilt, starb er am Schandpfahl. Das Kreuz war das Zeichen dessen, was seine Richter und Henker in ihm verkörpert sahen.

Paulus verpflanzte das Evangelium in den tief aufgewühlten Boden der hellenistischen Welt. Da wurde es vor allem zur Religion der proletarischen Schichten der Großstädte des römischen Reiches, besonders in Rom, Korinth und Ephesus, wo nach einer Aeußerung des Tacitus alles Scheußliche und Schändliche zusammenströmte. Paulus bestätigte selbst, daß in diesen Gemeinden nicht viele Reiche, Vornehme, Gebildete und Mächtige zu finden seien (1. Kor. 1, 26 ff.). Noch zitterte der Boden von den Stadtrevolutionen der hellenistischen Zeit, von den Bürger- und Sklavenkriegen, in denen zum Ausbruch gekommen war, was in der Tiefe gärte. Wenn die erste Kaiserzeit Ruhe und Befriedung gebracht hatte, so wurden tatsächlich doch nur gewisse Schichten und keineswegs alles Volk von diesen Segnungen berührt. Die Literatur der Apokalypsen und alle Schriften der Christen, die ja hauptsächlich den unteren gesellschaftlichen Schichten entstammen, zeigen uns ganz andere Bilder als die triumphalen Inschriften Kleinasiens der Kaiserzeit. Da vermag man noch deutlich den Druck, die Ausbeutung der Armen und die ganze Hoffnungslosigkeit dieser Welt vor allem dem staatlichen Dasein gegenüber zu spüren. Daß die Mysterienreligionen eine so gewaltige Anziehungskraft auf die

zertretene Masse ausübten, ist gerade aus der Hoffnungslosigkeit der unteren sozialen Schichten zu erklären. Was bedeutete den Mysterienkulten gegenüber die gedankenlose Gewohnheit des Staatskultes? Jene waren Herzenssache, diese jedoch bloße Höflichkeitsform. Daß auf dem Boden des namenlosen Elends, wie es jene Tage fahen, keine Dogmatik von freundlicher Ausgeglichenheit möglich war, ist klar. Durch alle Zeugnisse jener Zeit zittert der Hilferuf: „Ja, komm, Herr Jesu“ (Offenb. 22, 20). Mit ganz besonderer Freude wurde in den Kreisen der sozial Gedrückten und Geplagten die Predigt vom kommenden Gottesreich aufgenommen. Freilich mischten sich nun Töne hinein, die wir bei Jesu nicht vernehmen, Aeußerungen, die wir bei Jesu vergeblich suchen: Haß und Rachedurst einer verbitterten, geplagten, einer zertretenen, verfolgten sozialen Schicht. Wild und leidenschaftlich brechen diese Klänge in der Offenbarung des Johannes durch, worin sich überdies noch viel jüdischer Nationalhaß mischte. Aber als erstes Buch der christlichen Religion hat sie zum mindesten das Verdienst, uns die Gefühle der ersten Christen zu vermitteln. Darnach haben sie sich am Triumphgesang der Engel über den Fall des großen Babylon, den schmachvollen Tod der großen Buhlerin im Scharlachgewand (17, 3), die trunken ist vom Blute der Heiligen, ebenso ingrimmig gefreut (18, 6) wie an dem schrecklichen Mahl der Vögel des Himmels, die das Fleisch der Kaiser und Könige, der Feldherren und Soldaten, der Reiter und Rosse fressen, wenn die Menschheit vom Zorngericht Gottes erschlagen die weiten Ebenen deckt (19, 17). Und der Rachedeschrei der gemordeten Seelen, die unter dem Himmelsaltar die tröstliche Antwort erhalten: „Noch eine kleine Zeit“ (6, 9 und 19), klingt noch im Evangelium des Lukas wieder in dem Trostwort: „Gott sollte nicht die Rache für seine Auserwählten heraufführen, die zu ihm schreien Tag und Nacht? Ich sage euch, er wird sie rächen in Kürze.“ (Luk. 18, 7—8.)

Es darf auch nicht vergessen werden, daß der wirtschaftliche Druck nicht spurlos am christlichen Schrifttum vorübergegangen ist. Der Verfasser des Jakobusbriefes zum Beispiel scheint den Unterschied zwischen arm und reich fast mehr empfunden zu haben als den zwischen Christ und Nichtchrist. Er begründet nämlich die Forderung, Arme und Reiche in der Gemeinde gleich zu behandeln, überraschenderweise nicht mit christlichen Gedanken, sondern mit dem Ressentiment des Entrechteten (Jak. 2 und 5): „Bedrücken euch die Reichen nicht? Sind nicht *sie* es, die euch vor die Gerichte schleppen?“ Es ist doch wohl nicht bloßer Zufall, daß jenes bekannte Wort gegen die Reichen (Luk. 6, 24—26) in das Evangelium des selben Mannes sich eingeschlichen hat, der in betonter Weise Jesu als Freund der Armen darstellt? Und wiederum halte ich es nicht für Zufall, daß bei demselben Evangelisten sich der Lobgesang der Maria befindet, die Hoffnung auf die Zeit, in der Gott die Mächtigen vom Throne stürzt und die Armen

erhöht, Hungrige mit Gütern füllt und die Reichen leer hinwegschickt (Luk. 1, 46—54). Im ersten Timotheusbrief finden wir abermals flammande Worte gegen die Leute, die reich werden wollen (Kap. 1, 5 bis 10). Müssten wir uns da noch verwundern, daß in einer solchen Atmosphäre radikale Bewegungen zu befürchten waren? Daß gerade in der Urgemeinde zeitweise revolutionäre Stimmungen obenauf zu kommen und den Bestand der Religionsgemeinschaft zu gefährden drohten, zeigen uns die *Mahnungen* und *Warnungen* besonnener Männer. Die Größe der drohenden Gefahr müssen wir in einer geradezu übertriebenen Rechtfertigung des Staates erblicken. Zum Beispiel schreibt Paulus im 13. Kapitel des Römerbriefes nicht bloß, daß alle Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, sondern auch, daß sie nur die *Bösen* bestrafe, obwohl ihn sein eigener wundgeschlagener Rücken widerlegen mußte. Ausgerechnet nach *Rom* muß Paulus so schreiben. War der Boden Roms für Revolutionen besonders geeignet? Fühlte sich die christliche Gemeinde dort besonders gedrückt in sozialer Hinsicht? Jedenfalls sah sich Paulus genötigt, zur Ruhe und Besonnenheit zu reden und in seinem Schreiben den Geist des Aufruhrs zu bannen. Nicht umsonst finden wir je und je die Aufforderung, für die Obrigkeit zu beten, womit zweifellos die Haßgefühle zurückgedrängt, die aufgeregten Gemüter von dem Geiste der Liebe und der Zucht diszipliniert werden konnten.

Man hat meines Erachtens in der Literaturgeschichte des Christentums stark übersehen, daß die Opposition gegen den Kaiserkult in der *Uebertragung der Würde des Kaisers auf Jesus Christus* zum Ausdruck kommt. Es war keine bloße gedankenlose Redensart der Christen, von *unserem* Herrn und Heiland zu reden, wenn man weiß, mit welchem Nachdruck sie das *unser* betonten, im Gegensatz zu den Herren der Welt, und wenn man bedenkt, wieviel Blut es gekostet hat, diesem Bekenntnis treu zu bleiben. Hatte Jesus einst selber seine Königsherrschaft den Herrschaften dieser Welt entgegengesetzt, so tat es nun seine Gemeinde nicht weniger. Im Philipperbrief weist Paulus auf die Rechtsordnung der Christen, die „im Himmel“ ist, und zeichnet sie als eine Ordnung, die dieser Welt überlegen und zugleich entgegengesetzt ist. Aber gerade für die spätere literarische Entwicklung der christlichen Religion ist es von Bedeutung, daß die Christus verliehenen Titel „*Sotèr*“¹⁾ und „*Gott*“ aus der *politischen* Welt stammten, daß der eben zitierte paulinische Ausdruck (Politeuma: Bürgerrecht, Rechtsordnung) ebenso gut wie die Interpretation als Glaubensgerechtigkeit jene historische Erklärung zuläßt, die ihn *politisch* versteht, die *Allmachtsstellung des himmlischen Herrn* unterstreichend und eben deshalb politisch *oppositionell*. Aehnlich verhält es sich mit dem christlichen Credo, in welchem das „*pantokrator*“ (gewöhnlich als „allmächtig“ übersetzt)

¹⁾) = Erlöser. D. Red.

eine deutliche Entgegensetzung gegen den Cäfarentitel „Autokrator“¹⁾ ist. Vergl. 2. Kor. 6, 18, wo auch Paulus sich dieses Ausdrucks bedient, dann aber vor allem die Offenbarung Johannis, Kap. 19, 6.

So zieht sich durch die neutestamentlichen Schriften ein, wie es scheint, heutigen Exegeten fast unbekannter Protest gegen die Ansprüche der Cäfaren auf göttliche Verehrung, gegen dessen Titel, den ihm der in Christus geoffenbarte Gott streitig macht. Jesu Wort: „Ihr sollt niemand euren Meister, euren Führer nennen“, galt (Matth. 23, 8—10). Aber so sehr sich die Männer des Friedens bemühten, die revolutionären Leidenschaften zu bannen, eine Grenze des Gehorfa ms mußten auch sie fest und bestimmt ziehen: Religiöse Verehrung kommt dem Staate nicht zu, auch hat er kein Recht, ein Opfer des Glaubens zu verlangen. Auch in der Stunde der Gefahr darf der Christ seinen Glauben nicht verschweigen; er hat sich dann auch nicht zu fügen um des Friedens und der sogenannten Ordnung willen, sondern Gott mehr zu gehorchen als den Menschen (Apostelgesch. 5, 29). Die aufgeklärten Philosophen von damals haben selbstverständlich ohne Zögern die paar Weihrauchkörner vor der kaiserlichen Büste geopfert — sie wußten ja, was man von diesem „Zauber“ zu halten hatte. Die Christen jedoch waren die halsstarrigen Fanatiker, welche weder Vernunft noch Anstand zeigten und das „harmlose“ Opfer verweigerten.

Damit haben wir allerdings den Boden der Bibel verlassen und das Gebiet der Kirchengeschichte betreten.

Es ist also vorwiegend kritische Zurückhaltung vor dem Staate oder gar Ablehnung, was die Schriften des Neuen Testamente in dieser Sache äußern. Eine aktive Teilnahme an der Politik finden wir nirgends — jedenfalls nicht bloß, weil das Proletariat der römischen Provinzstädte in rebus politicis überhaupt nichts zu sagen hatte, sondern weil die ganze Glut der Reichsgotteshoffnung im kleinen Kreise der Gemeinde und im ökumenischen Gemeindeverband ihnen eine andere Art der Betätigung zuwies. Dieses Gemeindeleben war von der Würde der eigenen Ordnung dermaßen durchdrungen, daß Paulus das Prozeßieren vor heidnischen Gerichten mit scharfen Worten tadeln. Er meint, derlei Dinge sollten in der christlichen Gemeinde selbst erledigt werden (1. Kor. 6, 1—8). So beschränkt sich denn der christliche Gehorfa m gegen die Obrigkeit auf das Steuerzahlen und auf die Fürbitte. Es ist eine passive Rolle.

Das Problem des Soldatenstandes drängte sich in den ersten zwei Jahrhunderten nicht in den Vordergrund. Es scheint sehr wenig christliche Soldaten gegeben zu haben. Aber noch Clemens Alexandrinus (ca. 200) schränkte den Soldatengehorfa m des Christen auf jene Fälle ein, in denen der Vorgesetzte nichts Unrechtes befiehle (Prot. 10, 100): „Höre auf den Feldherrn, der gerechte Befehle erteilt.“

¹⁾ Pantokrator = Allherrlicher, Autokrator = Selbstherrlicher. D. Red.

Wir machen uns heute wohl kaum eine zutreffende Vorstellung von den Gärungen, der Masse des revolutionären Zündstoffes, den Haß- und Rachegefühlen, die gerade in *den* Schichten sich stauten, worin das junge Christentum seine meisten Anhänger hatte. Wenn schließlich das römische Reich nicht durch Rebellion dieser Massen, welche die neue Religion mit in ihr Toben verschlungen hätte, vernichtet worden ist, sondern von außen her, von den Germanen, denen als schönstes Erbe des Römertums nicht das römische Recht, sondern das Evangelium von Christus zufiel, so war das nicht zuletzt das Verdienst jener Männer, die immer wieder die um Rache Schreienden mit der Hilfe Gottes vertröstet hatten: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen“, und (Offenbarung 13, 10): „Hier gilt die Geduld und der Glaube der Heiligen.“ Das bedeutet nicht Resignation. Eine solche Haltung wächst nur aus der Gewißheit, daß trotz dem entsetzlichen Gegenbeweis des Sichtbaren Gott den Seinen beistehe, die im Gebet sich mit Geduld und Treue wappnen, gewiß, daß „Sein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit“.

Wir sind am Schluß. Aus unserer Untersuchung gehen zwei Leitgedanken hervor, die ich, der Mangelhaftigkeit meiner Darstellung wohl bewußt, so formulieren möchte: Gott ist der Herr, er will nicht nur im Leben des Einzelnen, sondern auch der Völker Herr sein. Seine Weisungen sind allen bekannt und für alle verpflichtend, auch für den Staat. Dieser hat seine Würde von Gott her, daß er durchs Gesetz, aber eben durchs *Gesetz* (nicht durch Willkür) die Gemeinschaft unter den Menschen erhalte. Mißachtung der göttlichen Gebote zieht nach der Meinung des Alten Testaments den Zerfall des Staatswesens nach sich. Und weiter: Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. *Erfüllung*, nicht Beseitigung. Der Christ handelt nicht aus Furcht vor Gesetz und Strafe, sondern aus Liebe. Der *Inhalt* dieser Liebe ist aber nichts anderes als die *Erfüllung der Gebote*. Und diese Liebe wird nicht ruhen, bis alles ihrer königlichen Herrschaft untertan ist. Sie erhält von der Verheißung des Reiches Gottes her ihre revolutionäre Kraft.

Heinrich Berger.

Martin Bubers Brief an Gandhi.¹⁾

Dieser Brief, die Antwort Bubers an Gandhi auf einen jüngst erschienenen Aufsatz über das Verhältnis zwischen den Juden und Arabern in Palästina, ist eines der ergreifendsten und bedeutsamsten Dokumente unserer an ergreifenden Dokumenten nicht armen Zeit. Ergreifend und bedeutsam, wenn man zunächst noch von der persönlich-überpersönlichen Würde und Kraft des Briefes absieht, vor

¹⁾ Verlag Die Gestaltung, Zürich.